

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Band: 51 (1924)

Nachruf: Oberrichter J. C. Alder in Herisau 1846-1923
Autor: Rudolf, F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oberrichter J. C. Alder in Herisau

1846 — 1923.

Von **F. Rudolf**, Pfarrer.

Unser kleiner Kanton weist in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe von Männern auf, die durch Tüchtigkeit und klaren Verstand sich emporarbeiteten. Einer unter ihnen war der im letzten Jahre dahingeshiedene Herr Oberrichter *J. C. Alder in Herisau*. Er hat in seinem Ruhestand in schlichter Weise das Wichtigste aus seinem Leben aufgeschrieben, das lehrreichen Einblick gewährt auch ins Werden und Wachsen unserer Industrie, ja unserer Neuzeit. Das macht es uns doppelt zur Pflicht, seiner auch hier zu gedenken.

Er wurde am 7. Februar 1846 geboren in der Neugasse in Herisau „unter einem guten Zeichen“, wie die freundliche Hebamme der bleichen Mutter zuflüsterte. Er war das dritte von den 7 Kindern seiner Eltern, des Johann Konrad Alder und der Anna Katharina Mittelholzer. Der Vater war ein einfacher Arbeiter; „in der Jugend von seinem Geburtsort Schwellbrunn über Teufen endlich nach Herisau geschoben, gesegnet mit zahlreicher Familie, bekundete eisernen Willen, Fleiss und Gewissenhaftigkeit. Er schuf die Grundlage, die leider zu früh durch ein grosses Brandunglück einen jähen Abbruch erlitt.“ Früh musste auch Conrad mithelfen; denn der Vater hatte sich ein bescheidenes Häuschen im Moosberg gekauft und wollte es behalten. Dazu musste neben der zahlreichen Familie auch die Mutter verdienen, der Bub holte täglich die Heimarbeit für sie im Geschäft. Wie freute er sich auf die Schule! „Für Tafel, Griffel und Tinte und Hefte mussten wir ein Schulgeld bezahlen, 15 Rappen im Monat“.

Unser Conrad war kaum 7jährig, als leider die gute Mutter starb. Ein Jahr später führte der Vater eine zweite, vortreffliche Gattin heim: Maria Pfeiffer aus Lindau. Bald darauf trat der Vater auf Empfehlung seiner Prinzipale Zellweger und Freund als Associé in das Appreturgeschäft von Zellweger und Schiess in der Mühle. Es war offenbar ein recht kleines Unternehmen und zunächst eine sehr zweifelhafte Verbesserung.

Wegen schlechter Zeiten und kleiner Rendite übernahm der Vater das Geschäft bald allein. Es war in diesen Anfangszeiten der industriellen Entwicklung noch möglich, mit einem Minimum von Betriebskapital selbständiger Unternehmer zu werden.

Aus der Schule ist von Conrad nicht viel Besonderes zu berichten. Das ominöse Verhöcklungsbüchlein war bereits eingeführt. Dort steht über ihn der Eintrag, „dessen prophetischen Sinn ich nicht zu fassen vermochte: Eine Uhr, der es zuweilen an Oel zu fehlen scheint“. Neben der Schule und dem Haushalt hatte er jetzt auch in der „Fabrik“ mitzuhelfen und teilte damit das Los vieler Kinder, an dem sich merkwürdigerweise wenige stiessen. Ohne diese billigen Arbeitskräfte wäre es nicht zu machen gewesen. Sie tupften den Apprett mit grossen Schwämmen auf Rideaux und Blattstich. Im Sommer begann die Arbeit morgens 5 Uhr, von 7—11 Uhr war Zeit zum Morgenessen und 3 Stunden Schule. Am Nachmittag wurde wieder in der Fabrik gearbeitet, Feierabend im Sommer um 7 Uhr, im Winter um 8 Uhr. Bei grossen Warenvorräten erstreckte sich die Arbeit, zumal im Winter, bis 10 Uhr. An Samstagen oft bis 1 Uhr nachts. Selbst am Sonntag wurde bis Mittag gearbeitet. Die Menge der erledigten Arbeit schildert er als sehr gering. „Die Löhne für die Arbeiter wie für die Arbeitgeber waren denkbar schlecht. Ein Stundenlohn von 6—8 Rp. für Unerwachsene, bez. 15—18 Rp. für Erwachsene bildete den Durchschnitt. Alles war ja billig. Allein die Armut war in manchen, besonders kinderreichen Familien leicht erkennbar und begreiflich.“ — So fiel der Beginn seines Lebens in den Anfang der zunächst langsam wachsenden fabrikmässigen Umstellung unserer Hauptindustrie mit ihrem unentwegten tapferen Suchen, auch mit ihrer starken Vergeudung von Menschenkraft und Kindergesundheit. Viel mehr Menschlichkeit lag damals trotzdem in den Beziehungen: „Jedes Jahr gab's einen Arbeiterausflug mit kollegialischem Zusammensein“. — Die wenigen Maschinen mussten von Hand getrieben werden. Man hatte dafür Kurbeldreher. Der alte Mann erinnert sich noch gerne, wie sie als Buben einen Stotterer oft anteuerten, es müsse schneller gehen, worauf der jeweiligen die mit Lachen quittierte Antwort gab: „Es goht gschwind gnueg für das Lö . . Lö . . Löhli!“

Zu seinem Glück war er nicht zu lang in diese Geist und Leib gleich zermürbende Tretmühle eingespannt. Er durfte

4 Jahre die Realschule besuchen, eine prächtige Schonzeit. Er wurde sogar Kadettenhauptmann, welche grosse Würde allerdings oft zu Hause wenig beachtet wurde. Wie schmerzlich war der Abschlag, wenn er nach der unbeschränkten Machtfülle auf dem Exerzierfeld am Abend zu Hause die alten Kleider anziehen musste, um Geissen und Schafe zu füttern oder zu hüten.

Der Vater hatte es zum Feldweibel gebracht in der 4. Jägerkompagnie des Bataillon 47. Die Uebungen, die oft in der Nähe von Herisau abgehalten wurden, waren Freudepunkte. Ihm fiel allerdings der gemüthliche Betrieb von „anno dazumal“ recht auf. Man suchte der ungewohnten Sache eine heitere Seite abzugewinnen. Wichtig war jeweilen der Schlusstag mit Manöver und Musterung. „Er wurde allgemein als Feiertag in Schule und Fabrik gefeiert.“

„Die Strassen waren damals viel ruhiger, aber etwas mehr war darauf, denn für Idioten und Irrsinnige gab es noch kein schützendes Heim! Wie waren sie für viele Familien und die menschliche Gesellschaft oft eine drückende Last!“ „Daneben gab es Invalide; viel licht- und arbeitsscheues Gesindel zog bettelnd von Ort zu Ort, als Glaser, Schleifer, Verzinner, Beckmacher, Tächliflicker usw. Auch Zigeuner, gewandt und gefürchtet, kehrten an. Verdienstlose Zeiten, Missjahre, Krieg, der Mangel jeder geordneten, staatlichen Fürsorge“ waren daran zum Teil schuld. „Urwüchsigkeit artete oft in Grobheit aus, zu körperlicher Kraft gesellte sich oft Rauflust, namentlich unter dem unheilvollen, reichlich und billig werdenden Alkoholenuss. Nur strenges Walten der Gerichte übte mildernde Wirkung aus. Das waren einzelne Schattenseiten der „Guten alten Zeit“. Wer wollte sie zurückwünschen?“

Auf Pfingsten 1861 wurde Conrad durch Pfarrer Leuzinger konfirmiert. Mit schwarzer Kleidung und Zylinder, als künftiger Landsgemeindemann. Mit Freude trat er jetzt wieder ins väterliche Geschäft ein. Er spürte, dass Fabriken etwas werden können.

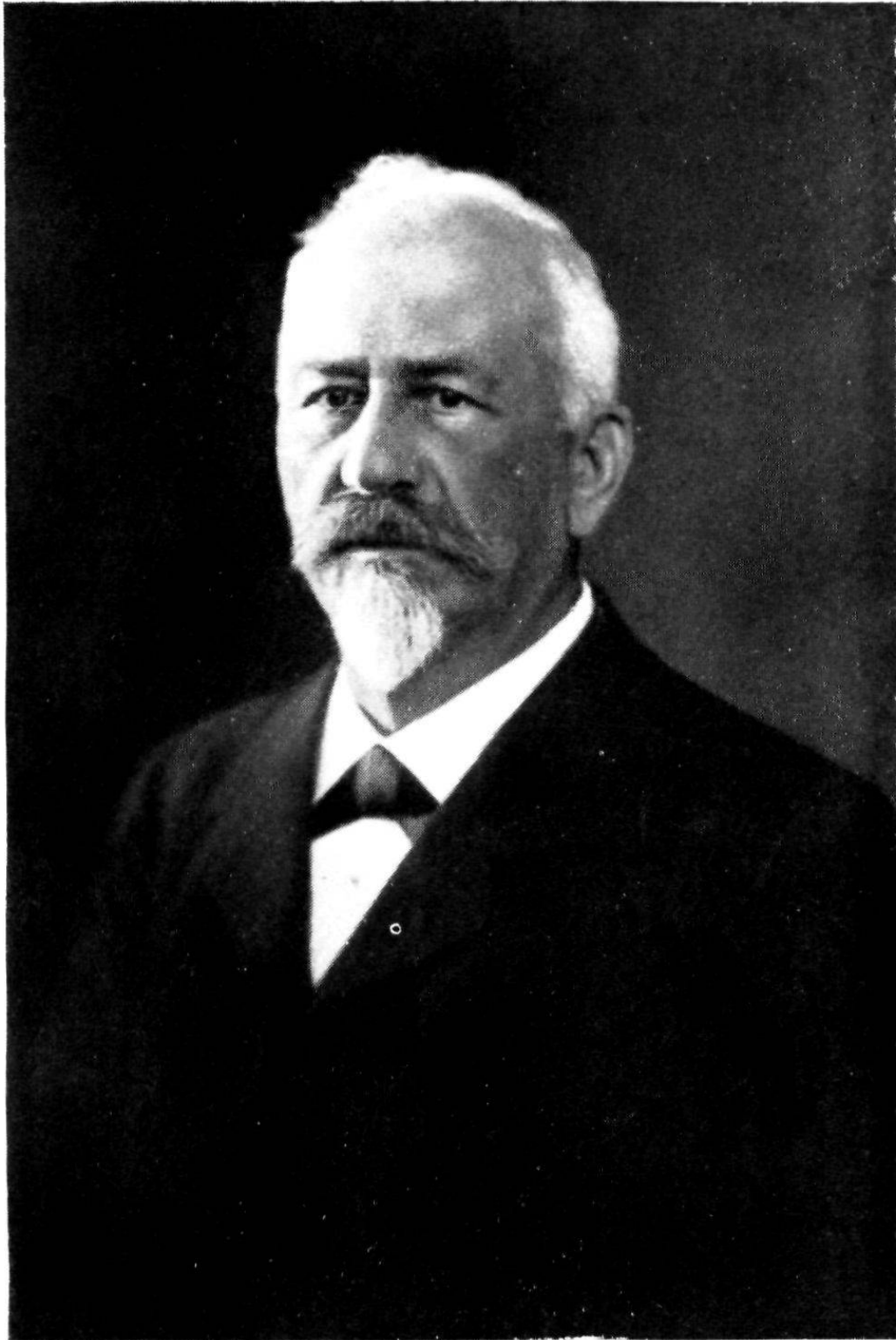
„Aber wegen einer beginnenden Neigung wünschten die Eltern einen längeren Auslandsaufenthalt. Er gehorchte als braver Sohn und blieb der Geliebten treu. Im Januar 1866 fuhr er, grad 20jährig, in die Welt hinaus, nicht auf die Walz, sondern als angehender Unternehmerssohn mit der Eisenbahn. Die Goldstücklein, die ihm der Vater schon mitgeben

konnte, waren zum Teil ins Hosenband eingenäht. Es ging über Rorschach, Schaffhausen, Mainz nach Gent. „Ich hatte 3 Tage, denn Schnellzüge hatten noch keine 3. Klasse.“ Mit Interesse beobachtete er und sicher zutreffend, wie der Verkehr in einem fabelhaften Entwicklungsstadium war, vieles war bereits modern, die Münzverhältnisse allerdings noch rückständig und langweilig.

Viel Wertvolles lernte er da draussen in einem Tüll- und Mousselinegeschäft, in das er empfohlen wurde. Mit ganzem Ernst hat er trotz vielen Versuchungen und Ablenkungen seine volle Kraft dem Geschäft gewidmet: „Dafür bin ich da, alles andere geht mich nichts an“. Von bequemen Einheimischen wurden schon damals solche Leute als „lästige Ausländer“ empfunden. Er lebte zurückgezogen. „Das dortige Bier mundete mir nicht, Wein war zu teuer, was meiner Börse sehr zu statten kam“, lautete die bezeichnende Eintragung. Doch nichts von Stolz oder Ueberhebung. Die Mutter eines Kollegen führte in einer Vorstadt eine Sonntagswirtschaft. Gerne half er an schönen Sonntagen dort bedienen. — Die Arbeiterklasse fand er ungebildet und arm und doch zufrieden, denn die Lebenshaltung ist einfach und billig; wie reich ist das Meer! Mit einem Teil des Geschäftes siedelte er später nach Brüssel über, wohin bald sein jüngerer Bruder Karl auch kam. Mit dem dortigen Schweizerklub verlebte er schöne Stunden und machte wertvolle Reisen. Zum ersten Mal bedauerte er, nicht umfassendere Bildung empfangen zu haben. „Es lag leider im Grundzug der Zeit, sich für das Geschäft und nur für dasselbe vorzubereiten.“ Er aber empfand klar, wie sehr der Wert einer Reise erhöht, und wie sehr das ganze Leben bereichert wird durch Wissen und Bildung.

Dann mahnte der Vater zur Rückkehr. Im Juli 1870 kehrte er über Paris und Neuenburg heim. In Gossau wurde er abgeholt von der Schwester und der Braut: Babette Ramsauer, aus dem „Schiff“ in Herisau, mit der er noch im gleichen Herbst den Ehebund schloss.

Nun folgten frohe Zeiten des Planens und Schaffens, die in merkwürdiger Weise durch Unglück gehemmt und gefördert wurden. Schon 1872 brach Feuer aus, grad hinter dem Wohnhaus, und zerstörte einen wichtigen Teil der Anlagen. „Ein Neubau ersetzte die alten, unwirtschaftlichen Räume.“ Andert-halb Jahre später brach in der Nachbarappretur Würzer Feuer



Oberrichter J. C. Alder in Herisau
1846 — 1923

aus, das, begünstigt vom Föhn, auch die Alder'sche Appretur samt einem grossen Arbeiterhause frass. „Das Unglück war gross und die zu niedere Versicherung bei der kant. Versicherungsanstalt entschädigte wenig für den Verlust.“ Der Vater war müd, er hatte genug, er riet auch dem Sohne von einem Neubau ab.

Aber in der engen Mietswohnung an der Griesstrasse, ohne Arbeit und etwas Eigenes hatte er Zeit, „aus dem Wirrsal der Meinungen die Zukunft zu schmieden“. Da ward ihm der richtige Weg bald klar. Dankbar gedenkt er der finanziellen Hilfe befreundeter Familien. Ein moderner, grösserer Neubau ward errichtet, jetzt mit Dampf und Motoren. „Ich wagte nicht zu rechnen, dass des einen Unglück zum Wohl des andern dienen könne. Bei mir hat sich diese Wendung in der Tat erfüllt. Die Bahn war frei. Das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Die Maschinen waren fast zu modern; sie wussten nicht, wie damit arbeiten. Ein erfahrener Associé, den man deswegen ins Geschäft nimmt, stirbt nach kurzer Zeit. Nun lernten sie es halt sonst. Mit zähester Energie hält er aus, rechnet scharf, übertut sich nicht, und mit klugem, schrittweisem Vorwärtsdringen wird das Geschäft gross und kommt mit den Jahren der Lohn für die vielen Sorgen und Mühen. Emsiges Ringen führt zum Gelingen, das war ein Stück seines Glaubens. Er arbeitete selber mit. „Der ausgleichende Einfluss der eigenen Mitarbeit ist ein moralischer Faktor, der nicht genug zu bewerten ist; möchte jeder junge Eerufsmann sich als Erster in die Arbeiterliste eintragen.“ Die jährlichen Arbeiterausflüge wurden in seinem Geschäft beibehalten, „die Sorgen des Tages zu vergessen und in ungezwungener Gemütlichkeit das Band gemeinsamer Arbeit zu festigen.“ Man hat ihm und seiner Frau vielfach fast den Vorwurf gemacht, dass sie zu gut gewesen gegen ihre Arbeiter. Er wollte tun, was er konnte „Auch im Arbeitsverhältnisse gilt der alte Spruch, dass, wenn ein Glied leidet, das Ganze mit leidet.“ Er gehörte selbst zur Zeit der Niederschrift seiner Erinnerungen zu den Fabrikanten, die nicht bloss klagen können über Faulheit und Unzulänglichkeit des Arbeitervolkes. Er sah die Notwendigkeit vieler Reformen und freute sich, dass durch Jugend- und Arbeiterschutz gegen übermässige Arbeitszeit, auch durch Unfallversicherung und Krankenkassen ein wohltätiger Einfluss ausgeübt wurde. Es

entsteht eine andere Arbeiterschaft, gehobener, leistungsfähiger, auch kaufkräftiger, was vor allem der Industrie zu gute kommt. „Der Zukunft gehört die verdienstvolle Aufgabe, die Zeit zu verstehen und weiter am Sozialwohl der Menschheit zu arbeiten.“

Schon 1878 war er in den Gemeinderat gewählt worden, womit für ihn eine nicht kleine Nebenbeschäftigung zu Gunsten der Oeffentlichkeit begann. Bis ins hohe Alter hat er mit Bewusstsein das Schöne und Ernste solcher Arbeit als opferfreudiger Bürger weitergeführt. In wie vielen Kommissionen sass er! Er wurde Mitglied des Gemeindegerichtes, später des Bezirksgerichtes, Kriminalgerichtes und Obergerichtes, gehörte sechs Jahre dem Kantonsrat an, diente viele Jahre als Mitglied der Kirchenvorsteherschaft, der evang. Synode, auch als Präsident des Vereins freisinniger Kirchgenossen. Er hat ziemlich alle Ehrenämter der Gemeinde und des Kantons getragen. Er nahm seinerzeit solche Aemter zum Teil als willkommene Gelegenheit zum Lernen, als eine Schule, die den Bürger zur politischen Reife erzieht, und gedenkt dankbar der ältern, wohlmeinenden Kollegen. Er zählte sich zu den Fortschrittlichen im besten Sinne: Mit Vertrauen in die Zukunft blickend, half er die Aufgaben der Gegenwart zu lösen. — Nur die Hilfe des Vaters, der noch lange Zeit im Geschäfte des Sohnes tätig blieb, ermöglichte ihm all das. Längst war auch die Schwiegertochter mit ihren ganz vortrefflichen Eigenschaften anerkannt worden: Ein inniges Verhältnis verband die Jungen und die Alten. Der Eltern Segen baute auch hier der Kinder Häuser.

Daneben beschäftigte ihn auch noch anderes; „mit grösster Zähigkeit musste unser Stand die kleinste Preisaufbesserung erkämpfen, es fehlte Wille und Verständnis der grossen Kundschaft, dass eine Besserstellung der Arbeiter in der Ausrüstindustrie bitter notwendig war. Unsere Produktion, der ausländischen mindestens ebenbürtig, litt unter der unkontrollierbaren eigenen und fremden Konkurrenz. Auch hohe Konventionalbussen fruchteten nichts. Rücksichtslosigkeit und der Mangel jeder verlässlichen Solidarität erschwerten vieles . . . Wie litt die Geschäftsmoral darunter! Das alles bot Nahrung zu unversöhnlichem Groll.“ Mit gleichgesinnten Berufsgenossen erstrebte er die Sanierung der Hilfsindustrie der Stickerei. 1898 kam die Ostschweiz. Ausrüstergesellschaft zustande,

die zeitweise grosse Macht ausübte, auch viel umstritten war. Eine Reihe von Jahren stand er ihr als umsichtiger Präsident vor.

Unterdessen war das Alter gekommen. 1904 übergab er das Geschäft, das ihm so viel gewesen, in andere Hände und zog sich in den wohlverdienten Ruhestand zurück. Seiner Gattin fiel der Abschied von der altgewohnten, lieben Arbeitsstätte fast noch schwerer als ihm. Nun hatten sie die Hauptarbeit des drängenden Lebens hinter sich. Es ist bekannt, wie Ruskin solches Innehalten rühmt: Das ist für jeden Mensch die Probe, ob ihm das Geld Hauptzweck ist oder nicht. Wenn einer im mittleren Lebensalter innehalten kann, und sagt: Nun ich genug davon zu leben habe, will ich davon leben. Ich habe es wohl verdient und will es auch gut ausgeben und arm aus der Welt gehen, wie ich hineingekommen. Dann ist ihm das Geld nicht die Hauptsache.

Fast 20 Jahre durfte er mit seinem hellen Blick noch in den verschiedensten Kommissionen nach seinem Wunsche mithelfen. Er war auch im Vorstand des alkoholfreien Restaurants zum Lindenhof und widmet in seinem Lebensbild „diesem zeitgemässen Unternehmen“ herzliche Wünsche. Er war Präsident der wichtigen Dorferkorporation und half mit an der Verwirklichung von 2 wichtigen Pumpwerken und Reservoirs.

Nach langem Leiden starb leider schon 1911 die treffliche, fröhliche Gattin, mit der ihn eine selten schöne Ehe 40 Jahre lang verbunden hatte. Wie war er doppelt dankbar für die Hilfe der einzigen Tochter, die ihm nun den Haushalt führte. — Dass er noch nicht alt geworden, zeigen seine begeisterten Reiseschilderungen aus den letzten Jahren, da er zum Bruder nach Brüssel fuhr, zuerst mit der Gattin, später (direkt vor Kriegsausbruch) mit der Tochter. Wie staunte er über die Entwicklung, die auch Belgien genömmen. „Wenn ich zurückblicke, so bot die Zeitperiode 1870 bis auf die Gegenwart auf allen Gebieten wohl das Grossartigste, was je ein Zeitalter hervorgebracht hat.“ Die Handels- und Gewerbefreiheit hatte unerhörte Energien losgelassen und einen ins Unermessliche sich steigernden Aufschwung auf allen Gebieten hervorgebracht. Er stand nicht nur staunend daneben, sondern hatte mit seinem Hause, an seinem Ort, das zu verwirklichen tätig mitgeholfen.

Er lebte gerade noch lange genug, um tieferschüttert mitanzusehen, wie die gewaltigen, modernen Volkswirtschaften voll Angst um den Absatz aufeinanderstiessen und in schrecklichstem Kriege sich Zukunftsmöglichkeiten schaffen wollten. Das Problem war nicht mehr wie zur Zeit seines Vaters, wie man *produzieren*, sondern wie man *verkaufen* kann, was man mit Leichtigkeit in grösster Menge herzustellen vermag.

„Man wird zweifelsohne neuen Wirtschaftsformen entgegengehen, die sich indessen nur allmählig aus dem Chaos der Meinungen herausarbeiten werden“, heisst es fast prophetisch auf den letzten Seiten des Lebensbildes dieses fortschrittlichen Appenzellers.
